

„Sind wir schon so weit?“

Erfahrungen
im bischöflichen Dienst der
Evangelisch-methodistischen Kirche



Rosemarie Wenner¹

Im Mai 2017 endete meine zwölfjährige Amtszeit als Bischöfin in der Evangelisch-methodistischen Kirche. Der Dank, den viele Menschen mir für meinen Dienst aussprachen, klingt noch in meinen Ohren. Vieles, was mir wichtig war, konnte ich weitergeben und im Rückblick sehe ich manche Weiterentwicklungen. Zum Beispiel hat sich unsere Kirche stärker für Menschen aus anderen Kulturkreisen geöffnet, wir haben uns die Verbindung von Frömmigkeit und Weltverantwortung als identitätsstiftendes Merkmal bewusst gemacht und wir haben die Beziehungen zu den ökumenischen Partnern vertieft. In diesem Artikel ziehe ich ein persönliches Fazit meiner beruflichen Tätigkeit unter der Fragestellung, wie es mir als Frau in dieser besonderen Leitungsaufgabe erging und ob meine Arbeit zu einer gerechteren Beteiligung von Frauen in der Kirche führte.

Vorbilder

In allen Verlautbarungen nach meiner Wahl wurde darauf hingewiesen, dass ich die erste Bischöfin der Evangelisch-methodistischen Kirche außerhalb der USA bin. Doch ich war nicht die allererste Bischöfin, sondern ich stehe in einer Kette von Frauen, auf deren Erfahrungen ich aufbauen konnte. 1956 beschloss die Generalkonferenz der Methodistenkirche, Frauen vollen Zugang zum ordinierten Amt zu gewähren. Bei der Debatte, die der Entscheidung, Frauen zu ordinieren, vorausging, warf je-

¹ Rosemarie Wenner war von 2005 bis Mai 2017 Bischöfin der Evangelisch-methodistischen Kirche (EmK) und von 2012 bis 2014 Präsidentin des Bischofsrates der EmK.

mand ein: „Dann werden bald auch Bischöfinnen gewählt werden.“ Es vergingen allerdings 24 Jahre, bis 1980 die erste Bischöfin der Evangelisch-methodistischen Kirche (im englischen Sprachraum lautet der Kirchenname: The United Methodist Church) gewählt wurde: Marjorie Swank Matthews (1916–1986). Sie war kurz vor dem Ruhestandsalter, klein von Gestalt, als Spätberufene erst 1965 ordiniert worden und geschieden, also nicht gerade der Inbegriff der Karrierepastorin, die man sich als geeignete Kandidatin für das Bischofsamt vorstellt. Marjorie Matthews sagte nach ihrer Wahl: „Es gibt keine Vorbilder für mich. Ich werde es auf meine Weise zu machen haben.“ Manche sagen, die Kirche habe testen wollen, ob das mit einer Bischöfin geht. Marjorie Matthews hat den Test wohl bestanden. Vier Jahre später wurde in Kalifornien mit Leontine Kelly die erste afro-amerikanische Frau zur Bischöfin der Evangelisch-methodistischen Kirche gewählt. Ebenfalls 1984 wurde Judith Craig Bischöfin in Michigan. Diese beiden Frauen lernte ich zusammen mit den 19 inzwischen gewählten Kolleginnen kennen, als ich 2005 zum ersten Mal den internationalen Bischofsrat der Evangelisch-methodistischen Kirche besuchte. Etliche meiner Kolleginnen sind inzwischen nicht nur Vorbilder für mich, sondern Freundinnen und Beraterinnen.

Auch in Deutschland war ich nicht die erste Frau, die ins Bischofsamt gewählt wurde. Im Oktober 1997 war ich zusammen mit Bischöfin Maria Jepsen und der damals gerade als Geschäftsführerin der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland beginnenden Pfarrerin Bärbel Wartenberg-Potter an einer Podiumsdiskussion beim Ökumenischen Frauentag in Ludwigsburg beteiligt. Ich ahnte zu jenem Zeitpunkt nicht, dass ich eines Tages die Kollegin im Bischofsamt dieser beiden Theologinnen sein würde. Zum Zeitpunkt meiner Wahl am 16. Februar 2005 gab es mit Maria Jepsen, Margot Käßmann und Bärbel Wartenberg-Potter drei Bischöfinnen in lutherischen Landeskirchen. Dass auch in Deutschland Frauen diesen Leitungsdienst versahen, half mir, mich mit dem Gedanken anzufreunden, eventuell Bischöfin zu werden.

War die Zeit reif?

Die Delegierten, die die drei Konferenzen der Evangelisch-methodistischen Kirche in Deutschland bei der Zentralkonferenz 2005 in Wuppertal vertraten, taten sich nicht leicht mit meiner Wahl. Ich war 1992 als Quotenfrau in den Kirchenvorstand der Evangelisch-methodistischen Kirche gewählt worden. Dies ist das Leitungsgremium, das zwischen den Tagungen der alle vier Jahre stattfindenden Zentralkonferenz die Arbeit der Evan-

gelisch-methodistischen Kirche in Deutschland plant und verantwortet. Jede der damals vier Jährlichen Konferenzen musste mindestens eine Frau in den Kirchenvorstand wählen. So war es kurz zuvor beschlossen worden, um zu verhindern, dass nur Männer die Kirche leiteten. Durch diese Mitarbeit wurde ich über die Grenzen meines damaligen Wirkungsgebiets hinaus bekannt.

1995 wurde ich als erste Frau für den Dienst als Superintendentin nominiert und von Bischof Dr. Walter Klaiber berufen. In dieser Funktion war ich maßgeblich an der Gestaltung von Veränderungsprozessen beteiligt. So leitete ich zum Beispiel den Lenkungsausschuss zur Vereinigung der Südwestdeutschen und der Süddeutschen Jährlichen Konferenz, die 2003 vollzogen wurde. Im Vorfeld der Zentralkonferenz 2005 wurde ich von vielen gefragt, ob ich mir vorstellen könne, Bischöfin zu werden. Wenn ich dies bejahte, hörte ich oft: „Ob unsere Kirche allerdings schon reif ist für eine Frau im Bischofsamt?“ Ich pflegte zu antworten: „Wie soll sich dies denn theoretisch feststellen lassen?“ Obwohl ich bereits im ersten Wahlgang mit Abstand die meisten Stimmen erhalten hatte, brauchte es vier Wahlgänge, bis ich die erforderliche Zweidrittel-Mehrheit erhalten hatte. Die Spannung war fast mit Händen zu greifen. War die Kirche bereit, mich als Frau im Bischofsamt zu akzeptieren? Ich wusste es zu diesem Zeitpunkt nicht. Ich nahm die Wahl gerne an, weil ich Erfahrungen in Leitungsaufgaben vorweisen konnte, die mich zuversichtlich sein ließen, dass ich auch diese Aufgabe meistern konnte. Außerdem wollte ich nicht nur Geschlechtergerechtigkeit fordern, sondern ich war bereit, sie zu praktizieren.

Dennoch war ich unsicher, ob die Menschen in der Evangelisch-methodistischen Kirche mir die Chance geben würden, meine Stärken zu zeigen oder ob mich massive Widerstände lähmen würden. In der Evangelisch-methodistischen Kirche in Deutschland erfolgt die Wahl zum Bischof oder zur Bischöfin zunächst für vier Jahre, danach ist eine Wiederwahl für acht weitere Jahre möglich. Die Tatsache, dass die erste Wahlperiode nur vier Jahre umfasste, kam mir gelegen. Falls die Schwierigkeiten im Amt zu groß würden, könnte ich diese Aufgabe wieder in andere Hände legen und in einer anderen Funktion meine Berufung zur Pastorin leben. In der Evangelisch-methodistischen Kirche ist der bischöfliche Dienst eine Funktion innerhalb des ordinierten Amtes des oder der Ältesten, nicht eine Berufung in einen anderen Stand oder gar eine besondere Weihe.

Nachdem die Hürde der Wahl genommen war, war meine Kirche schnell bereit, mich als ihre Bischöfin zu akzeptieren. Es gab nur vereinzelt Stimmen, die Zweifel laut werden ließen, ob das Ja zur Frauenordination auch das Ja zu Frauen in herausgehobenen Leitungsmätern beinhalten würde. Eine Handvoll Menschen erklärten ihren Austritt aus der Kirche. Die weitaus große Zahl der Menschen ließ mich jedoch wissen, dass sie für mich beteten und mit mir zusammenarbeiten wollten. Unter ihnen waren auch viele Menschen, die sich aufgrund ihres Bibelverständnisses mit Frauen im ordinierten Amt schwer tun. Sie verhielten sich loyal zu ihrer Kirche mit ihrer Bischöfin. Dass meine Wahl in der Ökumene und in der Öffentlichkeit das Bild zurechtrückte, Freikirchen seien per se theologisch konservativ und vielleicht gar fundamentalistisch evangelikal, wurde von vielen Methodistinnen und Methodisten begrüßt. Auch in der weltweiten Evangelisch-methodistischen Kirche und in der weiteren Gemeinschaft des Weltrats Methodistischer Kirchen wurde die Tatsache, dass es zum ersten Mal eine evangelisch-methodistische Bischöfin außerhalb der USA gibt, gefeiert. 2008 wählte eine afrikanische Zentralkonferenz Bischöfin Joaquina Nhanala. Sie hat die Aufsicht über die evangelisch-methodistischen Konferenzen in Mosambik und Südafrika inne. Am 19. November 2008 wurde ich bei der Zentralkonferenz in Dresden im ersten Wahlgang mit 71 von 79 gültigen Stimmen für weitere acht Jahre wiedergewählt.

Erfahrungen im Amt

Meine Kirche akzeptierte mich als ihre Bischöfin. Doch wie ging es mir in den großen und kleinen Aufgaben in meiner zwölfjährigen Amtszeit? Die Tatsache, dass ich die erste Frau in einer bestimmten Aufgabe war, war mir nicht fremd. Ich war 1981 als zweite Frau in der Südwestdeutschen Jährlichen Konferenz ordiniert worden und jeweils die erste Pastorin in den mir zugewiesenen Gemeinden gewesen. Bis zu meiner Berufung 1995 hatte es auch keine Superintendentin innerhalb der Evangelisch-methodistischen Kirche in Deutschland gegeben.

In den Anfangsjahren meiner beruflichen Tätigkeit meinte ich, alles besonders gut machen zu müssen, damit die Menschen, die Schwierigkeiten mit Frauen im ordinierten Dienst hatten, wenigstens an meiner Amtsführung nichts zu kritisieren fänden. Der Anspruch, es allen recht machen zu wollen, war auch durch meine Sozialisation genährt worden: Frauen sind diejenigen, die für das Wohl der anderen da sind, sie kümmern sich,

sie gleichen aus, sie dienen und helfen. Das lernte ich in der Familie und in der Kirchengemeinde. Nun hatte ich ein Studium absolviert und die Berufung zum pastoralen Dienst verspürt. Ich wollte meinen Beruf gut ausüben, eine fürsorgliche Ehefrau sein und möglichst alle glücklich machen, denen ich begegnete. Ich setzte mich damit unter großen Druck, der fast in den Burnout führte. Durch Supervision und Therapie habe ich gelernt, dass ich um Gottes, um der Menschen und um meiner selbst willen zuallererst für mich sorgen darf. Ich muss nicht versuchen, es allen recht zu machen.

Seit dieser Krise arbeite ich nach dem Motto: „Gut sein genügt.“ Perfektion strebe ich nicht mehr an. So gab ich auch im bischöflichen Dienst schlicht mein Bestes. Wenn mir Fehler oder Versäumnisse bewusst wurden, sagte ich dies öffentlich. Und ich suchte mir Unterstützung und war bestrebt, ein gutes Team von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern um mich zu scharen. Vielfach konnte ich mir diese Menschen nicht aussuchen. Sie waren so wie ich in Leitungspositionen gewählt worden. Doch ich trug meinen Teil dazu bei, dass wir zu einer konstruktiven Arbeitsatmosphäre fanden, in der auch Raum für persönliches Anteilnehmen und Anteilgeben war. Obwohl ich viele Entscheidungen alleine zu treffen und zu verantworten hatte, habe ich mich in meiner Dienstzeit selten einsam gefühlt.

Dennoch hatte ich mit Widerständen zu kämpfen. In manchen Situationen gewann ich den Eindruck, dass die Kämpfe anders ausgetragen wurden, weil ich eine Frau bin. So erhielt ich von Zeit zu Zeit Post, in der man mir zu verstehen gab, dass ich die Bedeutung der Aussagen, die meine Gegenüber kritisierten, nicht überblickte oder die Tragweite von Handlungen nicht einschätzen konnte. Als bekannt wurde, dass ich zu den Unterstützerinnen der „Bibel in gerechter Sprache“ gehöre, gab es nicht nur Diskussionen, die ich gern zu führen bereit war, sondern ich wurde auch mit Verlautbarungen eingedeckt, mit denen man mir übermittelte, dass ich nach Ansicht meiner Kritiker wissenschaftlich nicht auf dem Laufenden war.

Diese Art von Belehrungen erhielt ich auch in anderen Zusammenhängen. Ich wage zu behaupten, dass meine Kollegen im Bischofsamt nicht mit solchen subtil vorgebrachten Abwertungen umzugehen haben. Ich musste mich selbst an meine Stärken erinnern, um Kränkungen nicht mit Aggression zu begegnen. Kraft für die alltäglichen Aufgaben und die besonderen Herausforderungen bezog ich aus den geistlichen Quellen, durch die ich mir bewusst machte: Ich bin Gottes geliebte Tochter. Vor Gott verantworte ich mich in meinem Tun und Lassen. Ich freute mich über die unterstützende Begleitung vieler Menschen, ohne mich von der Zustimmung anderer abhängig zu machen.

Ich habe in der Kirche immer Räume gefunden, in denen ich meine Stärken entwickeln und meine Gaben einbringen konnte. Dass wir Frauen Theologie studieren und Pastorinnen werden konnten, fand ich zunächst ausreichend als Nachweis, dass die Kirche gerecht mit Frauen umging. Als Seelsorgerin erfuhr ich dann jedoch von Gewalt gegen Frauen, die auch in christlichen Kreisen geschieht. Frauen ertrugen Erniedrigungen, ja sogar Missbrauch, weil ihnen in der Kirche gesagt wurde, sie sollen dem Manne untertan sein. So kam ich durch seelsorgliche Erfahrungen im kirchlichen Dienst dazu, Bibelauslegung, Strukturen und Sprache daraufhin zu befragen, ob sie Frauen befreien oder unterdrücken. Ich machte erschreckende Entdeckungen und wurde sensibel für innerkirchliche Machtgefüge, die sicherstellten, dass Männer das Sagen behielten. Diese Themen zu benennen, kostete viel Kraft. Zusammen mit anderen Frauen und Männern setzte ich mich in den 1980er Jahren dafür ein, dass die offiziellen Dokumente der Evangelisch-methodistischen Kirche in inklusiver Sprache verfasst wurden. In dem Entwurf, die der Konferenz zur Entscheidung vorlag, war von Pastoren und Pastorinnen die Rede, in dem Abschnitt über das Bischofsamt wurde jedoch ausschließlich die männliche Sprachform beibehalten. Als wir dies bemängelten, lautete die Antwort aus der Arbeitsgruppe: „Der Bischof ist ein Mann!“ Die Konferenz folgte unserer Argumentation, dass Sprache nicht die derzeitige Situation abbilden, sondern das in der Kirche gültige Recht darstellen muss.

In meiner Amtszeit wollte ich mich für eine stärkere Beteiligung von Frauen in kirchlichen Leitungsaufgaben einsetzen. Die Ziele der vom Ökumenischen Rat der Kirchen ausgerufenen Ökumenischen Dekade „Kirchen in Solidarität mit den Frauen“, die schon 1998 zum Abschluss kam, sind auch in der EmK nur unvollkommen erreicht. Weiterhin gilt es, „Frauen zu ermächtigen, unterdrückende Strukturen in der Gesellschaft weltweit, in ihrem Land und in ihrer Kirche in Frage zu stellen“ und „den wesentlichen Beitrag der Frauen in Kirche und Gemeinde anzuerkennen, sowohl durch gleiche Mitverantwortung und Entscheidungsgewalt als auch durch Mitgestaltung der Theologie und des geistigen Lebens“, um nur zwei Dekadeziele zu nennen. Während meiner Amtszeit konnte ich in dieser Hinsicht leider keine messbaren Fortschritte feststellen. Einflussreiche Gremien wie zum Beispiel die Kommission für Finanzen und Arbeitsrecht werden bis heute ausschließlich von Männern gebildet. Die Zahl der Pastorinnen hat zwar zugenommen, davon, dass dieser Beruf mehrheitlich von Frauen ausgeübt wird, wie vor ein paar Jahren prophezeit wurde, sind wir jedoch weit entfernt. Die meisten leitenden Positionen in der Kirche und in der Diako-

nie sind auch in der Evangelisch-methodistischen Kirche von Männern besetzt. Es gibt zum Beispiel acht Superintendenten und nur eine Superintendentin in Deutschland. Manchmal hatte ich den Verdacht, viele Menschen meinten, dass wir mit einer Bischöfin schon genug für die Geschlechtergerechtigkeit getan hätten. Hätte ich das Thema entschiedener einbringen sollen, bis hin zu der gottesdienstlichen Sprache, in der auch ich selten von Gott, der Ruach, der Geistkraft redete? Erst zum Ende meiner Dienstzeit sprachen mich junge Pastorinnen an und sagten mir, dass es ihnen etwas bedeutete, in einer Kirche zu sein, die eine Bischöfin hatte. Vielleicht wird meine Dienstzeit nachträglich sichtbare Wirkungen in Richtung Inklusivität haben?! Das würde mich freuen.

Weiterhin Vision: „Da ist nicht Mann noch Frau ...“

Meine Vision von Kirche ist von Galater 3,28 inspiriert: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.“ Kirche ist eine Gemeinschaft, in der Unterschiede keine Wertigkeit bedeuten. Dass wir Menschen zu Gottes Ebenbild geschaffen und von Christus zu neuem Leben berufen sind, macht uns alle gleich. Wir bekennen dies nicht nur, wir üben die Gemeinschaft der Verschiedenen ein. Es ist auch in der Evangelisch-methodistischen Kirche noch ein weiter Weg, bis dieses Einssein in Christus wirklich sichtbar wird. Das Gefälle zwischen Männern und Frauen ist genauso da wie die Dominanz der Deutschen über die Menschen, die aus anderen Ländern in den Gemeinden ankommen. Und über sozialökonomische Unterschiede und ihre Auswirkungen denken wir noch weniger nach als über Geschlechtergerechtigkeit. Geben wir dem Geist der Freiheit eine Chance? Erwarten wir von einer gerechteren Gemeinschaft Zugewinn an Liebe, Freude, Gerechtigkeit und Hoffnung für alle? Kirche – auch die Kirche, zu der ich gehöre – ist leider selten vorne dran, wenn es um gerechtes Miteinander geht. Ich will auch als Bischöfin im Ruhestand mit dazu beitragen, dass wir zu unseren Versäumnissen stehen und uns von Gott verändern lassen.